

Selbstpsychologie und Gestalttheoretische Psychotherapie

Gerald Tomandl (Wien)

Die Gestalttheoretische Psychotherapie (GTP), wie sie Ende der 1970er Jahre von Hans-Jürgen Walter beschrieben wurde, beinhaltete auch einen theoretischen Beitrag zur Integration von Gestalt-Therapie, Psychoanalyse, Individualpsychologie, Gesprächspsychotherapie und Gruppendynamik. Im Zuge einer Psychotherapie mit einer jungen Frau, die an einer schweren Bulimie litt, kam es meinerseits zu einer Auseinandersetzung mit den Arbeiten des Psychoanalytikers Heinz Kohut (siehe „Minilexikon“). Sein Konzept des „Selbst“ lässt mir eine Diskussion von psychoanalytischer und gestalttheoretischer Sichtweise sinnvoll erscheinen, ohne dabei die Unterschiede beider Ansätze zu vernachlässigen.

Heinz Kohut wurde in klassischer Psychoanalyse ausgebildet. Er entwickelte jedoch im Lauf der Zeit eine gänzlich andere psychoanalytische Sichtweise, die „Selbstpsychologie“ (SP), als deren Begründer er bezeichnet werden darf.

Von der Psychoanalyse zur Selbstpsychologie

In der traditionellen klassischen Psychoanalyse wurden ursprünglich die durch die freie Assoziation gewonnenen Informationen hauptsächlich nach den Aspekten der Trieb- bzw. Konflikttheorie interpretiert. Dieser Auffassung widersprach Kohut aufgrund seiner

eigenen klinischen Beobachtungen in der therapeutischen Arbeit, unter anderem auch seiner Erfahrungen in der Analyse von „Miss F“. Kohut versuchte zunächst die hohe kindliche Stimme der Klientin als regressives Zeichen auf der Basis von ödipalen Übertragungsgefühlen zu deuten, allerdings ohne Erfolg. Die Klientin beklagte sich sogar, dass er ihre Analyse „immer mehr ruiniere, wenn er ihr nicht wirklich zuhöre“. Kohut gelangte zu der Überzeugung, dass diese Wünsche und Äußerungen der Klientin nicht ein regressives Ausweichen vor dem Ödipuskomplex bedeuteten, sondern echte, in der Therapie wiederbelebte, kindliche Bedürfnisse der Klientin darstellten, die „aufgeschlossen“ wahrgenommen werden sollten, statt zu früh im Sinne einer Abwehr gedeutet zu werden.

Seine Enttäuschung über die bis dahin vorliegenden psychoanalytischen Konzepte äußerte Kohut deutlich, wobei er einerseits die traditionelle Sichtweise nach Freud, andererseits auch jene von Melanie Klein entschieden ablehnte: „Alles in allem bekämpfe ich also zwei orthodoxe Standpunkte; der eine vertritt die Auffassung, dass jede Heilung auf der Analyse des Ödipuskomplexes beruht, der andere erklärt, dass jede Heilung auf der Analyse der Depression und Wutgefühle der frühesten Kindheit beruht.“ (Kohut 1989, 24)

Zusammenfassung

Die Gestalttheoretische Psychotherapie steht von Anfang an einer theoretisch fundierten und kritischen Auseinandersetzung mit anderen psychotherapeutischen Ansätzen offen gegenüber. In diesem Beitrag wird in Grundzügen die von Heinz Kohut begründete Selbstpsychologie mit ihren Grundannahmen zu Introspektion, Empathie und therapeutischer Begegnung vorgestellt und mit der Gestalttheoretischen Psychotherapie in Beziehung gesetzt. Auf Grundlage einiger Beobachtungen aus der Therapie mit einer Klientin wird auf das Konzept des „Selbst“ bei Kohut im engeren Sinne eingegangen. Ein Ausblick auf die Intersubjektivitätstheorie skizziert zum Abschluss eine aktuelle Weiterentwicklung der Selbstpsychologie.

Eine andere Sichtweise

Voraussetzung einer anderen, „aufgeschlossenen“ Sichtweise ist eine spezifische, empathische Haltung des Therapeuten, worunter Kohut keineswegs eine ausschließlich mitfühlende, stützende, die Klientin nur schonende Einstellung, oder gar eine besondere Gutartigkeit verstand.

Die Rubrik *Begegnung und Diskussion* dient dem „Blick über den Tellerrand“ der Gestalttheoretischen Psychotherapie im engeren Sinn. Sie ist Beiträgen zum Kennen lernen neuerer Entwicklungen in anderen Psychotherapiemethoden und der Diskussion von Gemeinsamkeiten, Unterschieden und Integrationsmöglichkeiten von Ansätzen der Gestalttheoretischen Psychotherapie und anderen psychotherapeutischen Methoden gewidmet,

Minilexikon

Heinz Kohut geb. am 3.5.1913 in Wien. Er studierte in Wien Medizin und absolvierte seine psychoanalytische Eigenanalyse bei August Aichhorn. Aufgrund der Repressionen des Nationalsozialistischen Regimes gegen die jüdische Bevölkerung floh er 1939 zunächst nach England und 1940 weiter nach Amerika, wo er in Chicago als Psychoanalytiker in eigener Praxis arbeitete und bis zu seinem Tod (8.10.1981) lebte.

Mary Henle (geb.14.7.1913, gest. 17.11.2007): Studium und Mitarbeiterin bei den in die USA emigrierten Gestaltpsychologen Kurt Koffka und Wolfgang Köhler. Lebte und forschte in New York über Wahrnehmungsprobleme, Motivation und die Anwendungen des phänomenologischen Ansatzes auf die Persönlichkeitspsychologie und Psychotherapie.

Intersubjektivitätstheorie: Basierend auf den Arbeiten von Heinz Kohut beschrieben G.E. Atwood, D.M. Orange und R.D. Stolorow diesen Begriff für die phänomenologische Sichtweise, wonach der Therapeut die subjektive Welt des Klienten in seinen individuellen Organisationsformen nur durch Empathie und auf der Basis des dialogischen Kontextes dieser spezifischen therapeutischen Begegnung erleben und nachvollziehen kann.

Sein Verständnis von Empathie bezeichnet Kohut auch als eine „stellvertretende Introspektion“, als „... eine Fähigkeit, sich in das Leben einer anderen Person einzudenken und einzufühlen. Sie ist unsere lebenslange Fähigkeit, das zu erleben, was ein anderer Mensch erlebt, wenn auch gewöhnlich und richti-

gerweise in einem abgeschwächten Grade“. (Kohut 1989, 128)

Rückblickend betrachtet leitete Kohut einen bedeutenden Paradigmenwechsel von der Triebtheorie hin zu einer Theorie des Erlebens ein, in der es also mehr um die subjektive Erfahrung zum Beispiel eines „Getriebenseins“ oder „unter Druck Stehens“ und die begleitenden Umstände dieses Erlebens geht und weniger um die Entdeckung von Regungen, die isoliert in einem „psychischen Apparat“ ihren Ursprung haben.

Die Selbstpsychologen ignorieren die triebhaften Aspekte von z.B. Sexualität oder Aggression keineswegs, stehen jedoch einer kontextfreien Betrachtung kritisch gegenüber. Auch in der Gestalttheoretischen Psychotherapie fragen wir uns, wie der uns aufsuchende Mensch seine Sexualität oder Aggression „in diesem spezifischen Kontext“ erlebt und welche begleitenden Umstände, Verhältnisse und Bedürfnisse im Lebensraum dieses Menschen in Verbindung mit seinem Verhalten zu erkennen sind?

Der Gestaltpsychologe Kurt Lewin meinte dazu: „Die Trieblehre behandelt die Triebe in der Regel als Inbegriff von Verhaltensweisen, die dem Menschen angeboren sind oder sich im Lauf seiner Entwicklung ergeben und den Charakter dauernder, in bestimmter Richtung wirkender Tendenzen tragen. Ein genaueres Eingehen zeigt jedoch, dass die Wirksamkeit der Triebe an das Bestehen gewisser akuter Spannungszustände gebunden ist, so dass es notwendig sein dürfte, an Stelle des Begriffs des Triebes den Begriff des Bedürfnisses zu setzen.“ (Lewin 1929/2009, 319f) Diese Bedürfnisse sind demnach keine isoliert existierenden, sondern stehen stets in Bezogenheit und Verbundenheit mit dem gegebenen und umgebenden psychologischen

Feld dieses Menschen, das nach dynamischen Gesetzmäßigkeiten organisiert ist.

Aufgrund der Anerkennung einer Interdependenz der psychischen Felder unterscheiden sich die Sichtweisen der Selbstpsychologie und der Gestalttheoretischen Psychotherapie sehr deutlich von Versuchen, zunächst „wahre“ und „objektive“ Daten über Klienten zu sammeln.

Empathie - what else?

Weiters steht für die Vertreter der Selbstpsychologie auch eine besondere Auffassung von Empathie im Fokus der Psychotherapie:

„Alles was wir empathisch, das heißt 'von innen her', beschreiben, bekommt ein anderes Gesicht, wenn wir dasselbe nicht empathisch, das heißt 'von außen her', betrachten. Anders ausgedrückt, aus dieser Position richtet sich die Aufmerksamkeit und Wahrnehmung des Analytikers auf die Frage, wie es sich anfühlt, Subjekt der Bedürfnisse und Wünsche, anstatt deren Zielscheibe zu sein. Das ist das Wesen des empathischen Gesichtspunktes, den die Selbstpsychologie in die psychoanalytische Methode eingeführt hat.“ (Ornstein 1999, 36)

Zum Begriff der Empathie skizziert der Selbstpsychologe H.-P. Hartmann drei weiterführende Bedeutungen:

„Empathie bezeichnet: a) eine bestimmte Beobachtungsmethode zur Gewinnung psychologischer Daten, die tiefenpsychologisch interpretiert werden können. Weiter hat Empathie b) eine das Selbst stützende Funktion und damit auch Auswirkungen auf den Prozess der Heilung. Und c) geht es um eine spezifische Anwendung von Empathie: Aus selbstpsychologischer Sicht vollzieht sich der therapeutische Prozess in zwei aufeinanderfolgenden und nicht umkehrbaren Schritten: (empathisches) Verstehen ist gefolgt von (deutendem) Erklären. Verstehen ist Voraussetzung für Deutungen, Verstehen ist nur durch Empathie möglich.“ (Hartmann 1995, 31)



Mir scheint diese Beschreibung von hoher Bedeutung für den therapeutischen Prozess selbst zu sein, denn sie hebt das Erfahren von Empathie durch die Klientin hervor. Die durch Empathie gewonnenen Informationen sind auch in der Gestalttheoretischen Psychotherapie erst dann wirksam, wenn sie der Klientin selbst unmittelbar zu einem prägnanteren Selbsterleben verhelfen können. „Sich in die Klientin hineinzusetzen, die Welt mit ihren Augen zu sehen und zu erleben, die phänomenale, also die erlebte Welt der Klientin zu erfassen, genau das ermöglicht es der Klientin, sich selbst besser zu verstehen, eigene persönliche Wirkkräfte und Barrieren zu erkennen und die Freiheit zu erleben, Erleben und Verhalten in eigener Verantwortung beeinflussen und verändern zu können.“ (Kästli 2011, 21)

Diese empathische Haltung ist in der Gestalttheorie nicht unbedingt eine explizit abgerufene kognitive Leistung, sondern eine uns Menschen verfügbare Fähigkeit, die Gedanken und Empfindungen des Gegenübers unmittelbar zu erfassen, was auf die externe bzw. interpersonale Isomorphie (vgl. Köhler und Koffka) zurückzuführen ist. „Wenn eine Person B die Person A als eine mehr oder weniger getreue Abbildung von A's Ausdrucksbewegungen wahrnimmt, wird es verständlich, wie die Person B, ohne dazu auf

Assoziationen oder Analogieschlüsse angewiesen zu sein, den Gefühlszustand der Person A erfassen kann.“ (übersetzt aus Koffka 1935, 659 zit. n. Eagle & Wakefield 2010, 6). Die aktuellen Forschungsergebnisse über Spiegelneuronen stützen die Auffassung, wonach das Wahrnehmen eines Ausdrucks oder Verhaltens einer anderen Person mit neuronalen Prozessen einhergeht, die isomorph bzw. strukturident zu jenen sind, die bei der beobachteten Person zu finden sind.

„Die Theorie ... impliziert, dass wir die anderen als ein Selbst erleben, das ähnliches erlebt wie wir. Ich glaube, dass es nicht möglich ist, sich als ein Selbst zu begreifen, ohne sich in diesem Wissen von einer intersubjektiv geteilten, wirtzentrierten Matrix zu verankern.“ (Gallese 2015, 102)

Wissen und Erfahrung

Auf dieser Grundlage und in Übereinstimmung mit dem feldtheoretischen Ansatz von Kurt Lewin geht es in einer gemeinsamen „Kraftfeldanalyse“ eines Menschen darum, unterschiedliche Feldbedingungen, Kräfte, Barrieren und deren Wechselwirkungen der Klientin in der unmittelbaren therapeutischen Situation erfahrbar zu machen. Dies schließt auch das Erleben von Blockaden und Enttäuschungen in der gegebenen therapeutischen Beziehung von Klientin-Therapeutin mit ein. Erst durch das Fördern

des konkreten Erlebens, z.B. von Kräften und Spannungen im Hier und Jetzt, kann im therapeutischen Prozess eine Umstrukturierung des Feldes in Gang kommen. Nicht allein das Wissen um „Lust und Unlust als die psychologisch fundamentalen Faktoren ist hilfreich, sondern die psychischen Spannungssysteme und die Richtung der in ihnen wirkenden Kräfte“ (Lewin 1929, 7)

Ähnlich kann auch die Kritik der Vertreter der Selbstpsychologie an der Auffassung der orthodoxen Psychoanalyse verstanden werden: Allein das Wissen um psychische Konflikte bedeutet noch keine Heilung. Ernest Wolf, einst ein enger Mitarbeiter von Heinz Kohut, stellte zu den Aspekten von „Wissen“ und „Erfahrung“ bei einigen Patienten, die gut „analysiert“ wurden, nach Abschluss von deren Analyse fest,

„dass sie zwar ein breites und tiefes Wissen von der Dynamik ihrer bewussten und unbewussten seelischen Prozesse gewonnen hatten. Sie konnten aber dieses Wissen nicht so nutzen, dass ihr psychisches Leiden dauerhaft gelindert worden wäre oder dass ihre unglücklichen Beziehungen zu anderen sich wesentlich verbessert hätten.“ (Wolf 1996, 121)

Wahrnehmung und Konzeption

Mir geht es hier keineswegs um eine pauschale Kritik an der Psychoanalyse (so sind zum Beispiel Weiterentwicklungen wie die Objektbeziehungstheorie und die Intersubjektivitätstheorie den beschriebenen Auffassungen der Selbstpsychologie sehr nahe), sondern um eine nachvollziehbare Darstellung von Kohuts Motiven, die Psychoanalyse in ihren Grundannahmen weiter zu entwickeln. In seinen zentralen Publikationen „Die Heilung des Selbst“ und „Wie heilt die Psychoanalyse?“ wies Kohut wiederholt darauf hin, wie wichtig es ist,

„...dass der Analytiker der Versuchung widerstehen muss, sein Verständnis für den Patienten in die strenge Form irgendwelcher theoretischer Konzeptionen zu zwingen, seien sie nun kleinianisch, rankianisch, jungianisch, adlerianisch, klassisch analytisch, oder, ja, auch selbstpsychologisch, bis er das Wesen des Bedürfnisses des Patienten richtig erfasst hat.“ (Kohut 1989, 106)

Es geht also ganz im Sinne der Haltung der Gestalttheoretischen Psychotherapie darum, sich vorbehaltlos (besser: sich der eigenen Vorbehalte möglichst bewusst werdend) und frei von anhaftender Theoriegläubigkeit auf die phänomenale Welt des/der Klienten/in einzulassen. Die daraus entwickelten theoretischen Konzepte sollten den Umgang mit dem Wahrgenommenen hilfreich unterstützen und nicht vom Wahrnehmenden eine Entscheidung fordern, was nun zur Theorie passe oder nicht. Genau wie Kurt Lewin es einst prägnant formulierte - „Nichts ist so praktisch wie eine gute Theorie“ - beschrieb auch Kohut, „dass ein Beobachter Theorien braucht, um zu beobachten. Der spezifische Punkt, den ich an dieser Stelle betonen möchte ist, dass diese Theorien die Gehilfen des Beobachters sein müssen, nicht seine Herren.“ (Kohut 1989, 106)

Über eine übertrieben orthodoxe Theorieauffassung meinte ja auch Sigmund Freud zu seinem Kollegen Theodor Reik: „Ich selbst bin kein Freudianer.“ (Reik 1983, 524)

Ausgehend von diesen Übereinstimmungen in den Grundannahmen von Selbstpsychologie und Gestalttheoretischer Psychotherapie wird nun auf das Konzept des Selbst aus der Sicht der Selbstpsychologie näher eingegangen (zu den gestalttheoretischen Auffassungen von Ich und Selbst siehe Stemberger 2015, in diesem Heft).

Zur Phänomenologie des Selbst

Ein klarer, gegenständlich fassbarer Begriff des „Selbst“ steht nach Ansicht Kohuts nicht zur Verfügung. Das Wesen des Selbst ist nicht direkt erfahrbar, es ist für uns „nur“ phänomenal - über unser unmittelbares Erleben - zugänglich.

„Wir können mit Introspektion und Empathie nicht das Selbst per se erreichen; Wir können die verschiedenen kohärenten Formen beschreiben, in denen das Selbst erscheint ... wir können schließlich zwischen verschiedenen Selbstarten unterscheiden. All dies können wir tun, aber dennoch kennen wir die Essenz des Selbst, wie sie sich von den Manifestationen unterscheidet, nicht.“ (Kohut 1991, 299)

Das Selbst kann demnach bei Kohut als eine Art Metapher für die innere psychische Organisationsstruktur eines Menschen aufgefasst werden, die unserem Leben Antrieb, Spannkraft und Kontinuität verleiht. Wir spüren unser Selbst deutlich, wenn wir ein Wohlbefinden erleben. Kohut verwendet hier auch den Begriff „kohärentes Selbst“, wenn wir „gut beisammen“ sind. Man könnte es auch als ein Gefühl von Identität bezeichnen, das mir ermöglicht, ständig Neues zu erleben, es zu integrieren und damit „Selbst“ zu bleiben. Im Gegensatz dazu wird von einem „fragmentierten Selbst“ gesprochen, wenn Bereiche der eigenen Erfahrung unverbunden, widersprüchlich sind und nicht mehr zusammenpassen (z.B. durch Traumatisierung), dann fühlen wir uns bedroht, manchmal innerlich „zerissen“.

Das Selbst hat nach Kohuts Beobachtung eine grundlegend „kohäsive Struktur“, also eine dynamische Tendenz, diese Struktur aufrecht zu erhalten, bzw. im Falle einer Fragmentierung den inneren Drang, die Struktur wiederzuerlangen.

In der Auffassung der Gestalttheorie wird dieses zentrale dynamische

Ordnungsprinzip im Wahrnehmen und Erleben als „Prägnanz-Tendenz“ bezeichnet. Während Kohut eine solche ordnende Tendenz nur für das „Selbst“ beschreibt, ist dies in der GTP eine Grundannahme für das ganze seelische Geschehen. Nach Wolfgang Metzger (1962) hat der Mensch eine Fähigkeit zur „Selbstorganisation“, die es ihm ermöglicht, sich in der ihn umgebenden Welt zurechtzufinden, den Charakter eines Ganzen, einer „Gestalt“ zu erkennen, bzw. den Drang, diese Struktur bei Widersprüchen und innerem Ungleichgewicht aus eigenen Kräften heraus wiederherzustellen. Die Ordnungsprozesse wurden von Gestalttheoretikern zuerst hinsichtlich der menschlichen Wahrnehmung als Gestaltgesetze beschrieben. Diese Gestaltgesetze (wie z.B. „Figur-Grund-Abhebung“, „Gesetz der Geschlossenheit“, „Gesetz der Nähe“, „Variabilität-Konstanz“ etc.) werden in einer übergeordneten „Tendenz zur guten Gestalt“ zusammengefasst. Allerdings sind die Gestaltgesetze in der Gestalttheorie und auch in der GTP nicht auf die Wahrnehmung beschränkt, sondern werden allgemein als strukturell-dynamische Organisationsprinzipien des Psychischen aufgefasst.

Die Entstehung des Selbst

Für Kohut entsteht das Selbst aus einem Wechselspiel von ererbten Faktoren und Umwelteinflüssen, also aus unserer biologischen Ausstattung und unseren frühen Lebenserfahrungen mit den uns versorgenden Menschen. Aus den spiegelnden und idealisierenden Erfahrungen entwickle sich seiner Meinung nach eine „bipolare Struktur“ des Selbst, die einerseits den Pol der Bestätigungen und andererseits den Pol der erstrebten Ziele umfasst.

Die Dynamik von „innerem design“ und frühen Objekterfahrungen führe

zu verschiedenen Selbstzuständen wie das „ausgewogene Selbst“, das „fragmentierte Selbst“, das „grandiose Selbst“, das „leere Selbst“, das „unter- bzw. überstimulierte Selbst“, das „überlastete Selbst“, das „instabile Selbst“, das „schöpferische Selbst“ etc.

Problematisch erscheinen mir hier die sehr unterschiedlichen Auffassungen des Selbst: Von manchen Vertretern der Selbstpsychologie wird das Selbst fast magisch personifiziert und als „ein mächtiges inneres Wesen“ (Milch 1995) bezeichnet, von anderen vielmehr als ein selbstorganisierendes Prinzip der menschlichen Psyche verstanden.

Die Tendenz, funktionale Vorgänge im Seelischen zu verdinglichen oder gar als inneren Homunculus zu personifizieren, kritisierte schon die Gestaltpsychologin Mary Henle (siehe „Minilexikon“): „und was am wichtigsten ist: behandelt man das Problem in der hier vorgeschlagenen Weise, so fällt es viel leichter, diese Funktionen als das zu erkennen, was sie sind, nämlich phänomenal gegenwärtige Funktionen, nicht hypothetische Agenturen des Geistes.“ (übersetzt aus Henle 1962, 398). Auch wenn Henle selbst in ihren Arbeiten Begriffe wie „innerer Kritiker“, oder „innerer Freund“ verwendete, meinte sie damit explizit die Erfahrung dieser Funktionen des Seelischen und nicht die einer personifizierten Instanz.

Ähnlich werden im Lebensraumkonstrukt von Kurt Lewin diese ordnenden Dimensionen auch nach funktionalen Aspekten beschrieben („Differenziertheit-Undifferenziertheit“, „Flüssigkeit-Rigidität“, „Enge-Weite“, „Ordnung-Unordnung“). Stellen wir hier einen Vergleich der Begriffe zwischen SP und GTP an, könnte man beispielsweise die dem „überlasteten Selbst“ zugrunde liegende reduzierte Fähigkeit zur Selbststabilisierung auf eine erhöh-

te „Rigidität“ im Lebensraum bzw. die dem „leeren Selbst“ fehlenden vitalen Antworten auf eine „Undifferenziertheit“ der Signale der versorgenden Umgebung zurückführen.

Das Selbst ist in der Gestalttherapeutischen Psychotherapie also kein ordnendes Wesen, sondern ein phänomenales Konstrukt, welches als Erklärungsmodell für beobachtete phänomenologische Prozesse dienlich sein kann. Siehe dazu die Arbeit von G. Stemberger in dieser Ausgabe (Stemberger 2015).



©Anja Greiner Adam - Fotolia.com

Selbst – Objekt – Selbstobjekterfahrung

Für ein sinnvolles Verständnis und Handeln in Bezug auf Selbst und Selbsterleben führte Kohut den Begriff des „Selbstobjektes“ ein: Damit ein Selbst sich entwickeln könne und seine Struktur aufbauen und erhalten könne, müsse es zeitlebens in ein Netz versorgender, erhaltender Beziehungen eingebettet sein. Nur durch diese Beziehungen seien die lebensnotwendigen „Selbstobjekterfahrungen“ möglich. Mit „Selbstobjekt“ ist aber nicht eine Person als solche gemeint, sondern die Erfahrungen, die durch Interaktion mit diesem „Objekt“ hervorgerufen werden.

„Genaugenommen sind also Selbstobjekte weder „Selbst“ noch „Objekte“, sondern sie sind der subjektiv erlebte Aspekt einer Funktion, die in einer Beziehung ausgeübt wird. Daher bezieht sich die Selbstobjektbeziehung auf eine intrapsychische Erfahrung und beschreibt nicht die interpersonelle Beziehung zwischen dem Selbst und anderen Objekten.“ (Wolf 1996, 77)

So meinte Otto Kernberg, „...dass in allen Interaktionen zwischen dem Säugling bzw. dem Kind mit den signifikanten Elternfiguren das, was das kleine Kind internalisiert, nicht ein Bild oder eine Repräsentanz

des anderen („des Objektes“) ist, sondern die Beziehung zwischen dem Selbst und dem anderen, in Form eines Selbstbildes oder einer Selbstrepräsentanz, die mit einem Objektbild oder einer Objektrepräsentanz interagiert.“ (Kernberg 2001, 14)

Die Behandlungskonzepte nach Kohut und Kernberg wurden in dieser Zeitschrift bereits ausführlich auf der Basis der GTP diskutiert (siehe Fally 2012).

Edda: „Ich kann doch meine Mutter nicht ...“

Wie wichtig der Aspekt einer Selbstobjekt- und Objektdifferenzierung ist, möchte ich anhand einer Szene

aus der Therapie mit einer jungen Frau, die an Bulimie litt, erörtern: Die 27 jährige Klientin – ich nenne sie „Edda“ - deutete oft ihren inneren Konflikt an, wenn sie über ihre Erlebnisse mit ihrer Mutter sprach. Edda: „Ich kann doch meine Mutter nicht als böse Hexe wahrnehmen, wo sie doch alles für mich tut.“ Es brauchte in der Therapie eine langsame Annäherung, um diese Auseinandersetzung auf einer anderen Ebene, einer anderen Auffassung dieser Mutterbeziehung, zu führen. Wenn also zum Beispiel Edda in einer „Dialog-Arbeit“ (vgl. Zabransky 2014) ihrer phänomenalen Mutter gegenüber sitzt, so wie sie ihre Mutter und sich selbst ihrer Mutter gegenüber in diesem Moment eben erlebt, so findet eine Auseinandersetzung statt, in der eine oft unerträglich hohe Verschiedenartigkeit und auch Vielfältigkeit der Beziehungserlebnisse erfahren wird.

Ähnlich formulierte auch Mary Henle, dass die Funktionen des Ich als unterschiedliche Aspekte und in der Form innerer Dialoge erfahren werden: „Die offenkundigste Tatsache, die wir aus der Wahrnehmung unseres Selbst erfahren, ist die Vielfältigkeit der Aspekte, die es uns bietet. Im Normalfall erscheinen wir uns eben nicht als ein undifferenziertes Ich.“ (übersetzt aus Henle 1962, 396).

Solche sonst meist nur inneren Dialoge können auch in einer therapeutischen Dialog-Arbeit (Zabransky 2014) aufgegriffen werden. Die beschriebene Vielfältigkeit verinnerlichter Aspekte einer Beziehung, die auch zu ganz unterschiedlichem Ich-Erleben führen kann, ist manchmal für Betroffene sehr verwirrend und erfordert Unterstützung. Daher erscheint es mir sinnvoll, nicht nur in der Theoriebildung zwischen den phänomenalen Welten der beteiligten Personen zu differenzieren, sondern auch in der therapeutischen Praxis der Klientin Hilfestel-

lung bei solchen Differenzierungen zu bieten. Es geht darum, erfahrbar zu machen, dass z.B. diese Mutter-Tochter-Beziehung von der Klientin selbst und von ihrer Mutter (und auch vom Therapeuten) jeweils unterschiedlich erlebt wird, was zum Teil auch mit unterschiedlichen Beziehungserfahrungen und vor allem auch mit unterschiedlich starken Bedürfnissen der Beteiligten zu tun hat. Und dass sie nicht nur unterschiedlich erlebt wird, sondern es möglich ist, hier auch konstruktive Veränderungen herbeizuführen.

Die für die phänomenale Welt getroffene Unterscheidung zwischen dem unmittelbar anschaulich Angetroffenen und dem Erinnernten, Gedachten und Konstruierten, ist für gestalttheoretisch arbeitende Psychotherapeuten besonders hilfreich. Nicht allein die Art und Weise eines Sachverhaltes oder einer Kausalbeziehung ist relevant,

„sondern die Art und Weise, wie sie im Individuum repräsentiert sind, und zwar wie Lewin hervorhebt, zu einem jeweils gegebenen Zeitpunkt. Nicht irgendein Ereignis in der Vergangenheit, so wenig wie ein zukünftiges, ist in der Gegenwart handlungsrelevant, sondern allein, wie sich solche vergangenen oder zukünftigen Ereignisse in der Gegenwart darstellen.“ (Walter 1994, 83)

Ausgehend von diesen Erklärungen zu unterschiedlichen Erlebnisweisen von Selbstaspekten möchte ich nun auf die Reifungsbedingungen des Selbst eingehen.

Zur Entwicklung des Selbst

Ein gesundes Selbst muss nach Ansicht Heinz Kohuts in ein Umfeld eingebettet sein, in dem seine Bedürfnisse nach „Spiegelung“, „Idealisierung“, „Verschmelzung“ aber auch „Aversion“ (Abgrenzung) sowie „Effizienz“ einigermaßen befriedigt werden. Mit Befriedigen ist aber nicht unbedingt das Stillen

dieser Bedürfnisse allein, sondern das Wahrnehmen und Spiegeln dieser Bedürfnisse durch ein Gegenüber gemeint. Erst durch dieses unterstützende Milieu kann, über eine gelungene Selbst-Objektdifferenzierung, eine entsprechende Selbstkonstitution gelingen.

Das Konstrukt des „Selbst“ setzt also von vornherein ein „in Beziehung sein“ voraus. Folglich ist die Idee eines unabhängigen, autonomen, „autarken“ Selbst als eine Illusion zu bezeichnen. Denn der Mensch ist stets in ein mehr oder weniger ausreichendes Netz von Beziehungen eingebunden. Gerade darin liegt die Chance einer Veränderung des Selbsterlebens.

Ganz im Sinne der in eine tragende therapeutische Beziehung eingebetteten gestalttheoretisch-phänomenologischen „Kraftfeldanalyse eines psychischen Feldes“ ist also auch die selbstpsychologische Erforschung des Menschen nicht „die Erforschung der Person in einem Nichts, sondern eine Untersuchung des Menschen im Rahmen seiner Umgebung. D.h. Selbstpsychologie erforscht das Selbst und dessen Selbstobjekte als subjektive, auf Erfahrung beruhende Phänomene.“ (Wolf 1999, 8)

Wie bereits erwähnt, führt eine gelungene Selbstkonstituierung zu einer Kohäsion des Selbst. Im Gegensatz dazu werden im Falle einer Fragmentierung die Grenzen des Selbst durchlässiger, was zu einem Erleben von Spannungen führen kann. Somit sind Symptome und „Störungen“ auch als „Selbstheilungs- bzw. Selbstreparationsversuche“, als Manifestationen des Selbst, zu verstehen und stellen einen bedeutenden Hinweis auf die grundlegende Selbststruktur dar. Verhaltensweisen wie z.B. bulimisches Erbrechen, Suchtmittelmissbrauch und andere Formen von Selbstverletzungen, können daher

auch als Versuche aufgefasst werden, den unangenehmen, bedrohlichen Wahrnehmungen, die das fragmentierte Selbst hervorruft, auszuweichen.

Im Falle der Klientin Edda konnten ihre Bedürfnisse nach Spiegelung und Abgrenzung von ihrem Umfeld offenbar nicht ausreichend wahrgenommen und befriedigt werden. Die Grenzen ihres Selbst blieben damit durchlässig, was zu dem unangenehmen Gefühl „etwas Fremdes in sich zu haben“ führte.

Innerer Freund – Kritiker – Beobachter

Aufgrund früher Beziehungserfahrungen konnte Edda offenbar auch keine stabile „innere Freundin“ entwickeln. Die „innere Kritikerin“ erschien immer bedrohlicher und übermächtiger. Auf der Basis der Gestalttheorie beschrieb Mary Henle, wie die Entwicklung des „inneren Freundes“, des „inneren Kritikers“ oder des „inneren Beobachters“ aus der Verinnerlichung unserer primären Beziehungen in unserer Kindheit hervorgehen können. Die unterschiedlichen Funktionen des Ich werden häufig auch als innere Dialoge erfahren, in denen einmal mehr z.B. „die innere Kritikerin“, dann mehr „die innere Freundin“ ausgeprägt ist:

„Wird in einem psychotherapeutischen Gespräch offensichtlich, dass eine bestimmte Funktion des Ich in einem unausgewogenen Verhältnis zu anderen Funktionen steht oder sehr wenig entwickelt ist, kann mit dieser auch ein Dialog angeregt werden: Wenn etwa der ‚Kritiker‘ so mächtig ausgebildet ist, dass der Klient unter seiner übertriebenen Selbstkritik leidet. Wenn der Klient streng und wenig einfühlsam mit sich umgeht und sich wenig akzeptieren kann, kann angenommen werden, dass der ‚innere Freund‘ unterentwickelt ist.“ (Zabransky 2014, 12)

Eine „innere Freundin“ kann nach Henle zwar keinesfalls äußere

Freundschaften ersetzen, aber eine wesentliche Beziehungserfahrung zu sich und dem eigenen Körper und damit eine Basis für interpersonale Beziehungen darstellen. „Natürlich sind äußere Freunde von grundlegender Wichtigkeit, aber sie können den inneren Freund nicht ersetzen. Mehr noch: Ohne zumindest eine gewisse Entwicklung des inneren Freundes scheint es nicht möglich zu sein, zu einem äußeren Freund eine Beziehung herzustellen.“ (übersetzt aus Henle 1962, 402)

Für die Entwicklung dieser inneren freundschaftlichen Funktionen sind in einer Psychotherapie die Gefühle von Angst und Bedrohung vorrangig zu beachten und ist über eine haltende therapeutische Beziehung die Erfahrung von Sicherheit zu etablieren. Die Erfahrung einer Bedrohung im Selbst, im eigenen Körper, konnte Edda anfangs auch nur über den Körper bekämpfen, durch das Erbrechen von aufgenommener Nahrung, damit die „gefährliche Nahrung“ nicht unkontrolliert in „ihr drinnen“ bleibt.

Die gestalttheoretische Unterscheidung von Körper als physikalischer Organismus und phänomenalem Körper-Ich ist hier hilfreich. Denn die mangelhafte Selbst- und Selbstobjektdifferenzierung in Eddas phänomenaler Welt spiegelte sich auch in dem Umgang mit ihrem Körper wieder. Edda: „Es ist da etwas Fremdes in mir (Anm. G.T. im phänomenalen Körper-Ich), das ich dort auch bekämpfen muss“. Im Verlauf der 3-jährigen Therapie konnte sie sich durch annehmende und spiegelnde, nicht „zerdeutende“ Interventionen der bedrohlichen Gestalt „einer Hexe in einer schwarzen Kutte“ bewusst werden, die als Repräsentanz (Selbstobjekterfahrung) für die Beziehung zu ihrer Mutter stand. Durch die Reaktivierung ihrer Bedürfnisse wurde Edda allmählich fähiger sich selbst zu erkennen und mutiger ihre Be-

dürfnisse angemessen zu leben. Die erlebbare und nachvollziehbare Verbindung ihres „Erbrechens“ zu den frühen „Brüchen“ und „Einbrüchen“ in ihrem Leben bedeutete für Edda eine wichtige Erweiterung in ihrem Bewusstsein.

Auch in der Selbstpsychologie geht es bei autodestruktivem Verhalten also nicht um die Aufdeckung eines isolierten Triebes - z.B. der Aggression - allein, sondern um das Erleben eines aggressiven (und vorerst noch autodestruktiven) Verhaltens der Klientin, das in Bezug zur Bedrohung des Selbst steht.

„Und es ist nicht das Ziel der Analyse, den Patienten mit einem nun angeblich vollständig aufgedeckten Trieb zu konfrontieren, damit er lernen kann, diesen zu unterdrücken, zu sublimieren oder ihn auf eine andere Art in seine Persönlichkeit zu integrieren. Die tiefste Schicht, die erreicht werden soll, ist nicht der Trieb, sondern die Bedrohung der Organisation des Selbst ... die Erfahrung, dass die lebenserhaltende Matrix empathischen Widerstands von Seiten des Selbstobjektes fehlt. Wut und Destruktivität sind keine primären Gegebenheiten, sondern entstehen aufgrund mangelhafter empathischer Reaktionen des Selbstobjektes.“ (Kohut 1991, 113)

Der Heilungsvorgang aus der Sicht der Selbstpsychologie

Davon ausgehend ergibt sich die Frage, wie in einer Psychotherapie der Weg einer Entwicklung bzw. „Heilung“ (Kohut) zu verstehen ist.

Kohuts Antwort lautet:

„... als eine aus drei Schritten bestehende Bewegung; die beiden ersten Schritte können als Widerstandsanalyse und Entfaltung der Übertragungen beschrieben werden, während der dritte Schritt - der wesentliche, weil er das Ziel und Ergebnis der Heilung definiert - die Eröffnung eines Empathieweges zwischen Selbst und Selbstobjekt ist, spezifisch die Herstellung empathischen Eingestimmtheits zwischen Selbst und Selbstobjekt auf reifen, erwachsenen Ebenen.“ (Kohut 1989, 104)

Und gerade hierin, in der Auseinandersetzung des Selbst mit den Selbstobjekten im Hier und Jetzt bietet die Gestalttheoretische Psychotherapie der Klientin eine wirksame Möglichkeit sich mit Unterstützung der Therapeutin und durch ihre empathisch wahrgenommenen und

und einen neuen Weg der Selbsterkenntnis ermöglicht.

Von der Selbstpsychologie zur Intersubjektivitätstheorie

Die Selbstpsychologie orientierte sich in ihren Anfängen noch stark

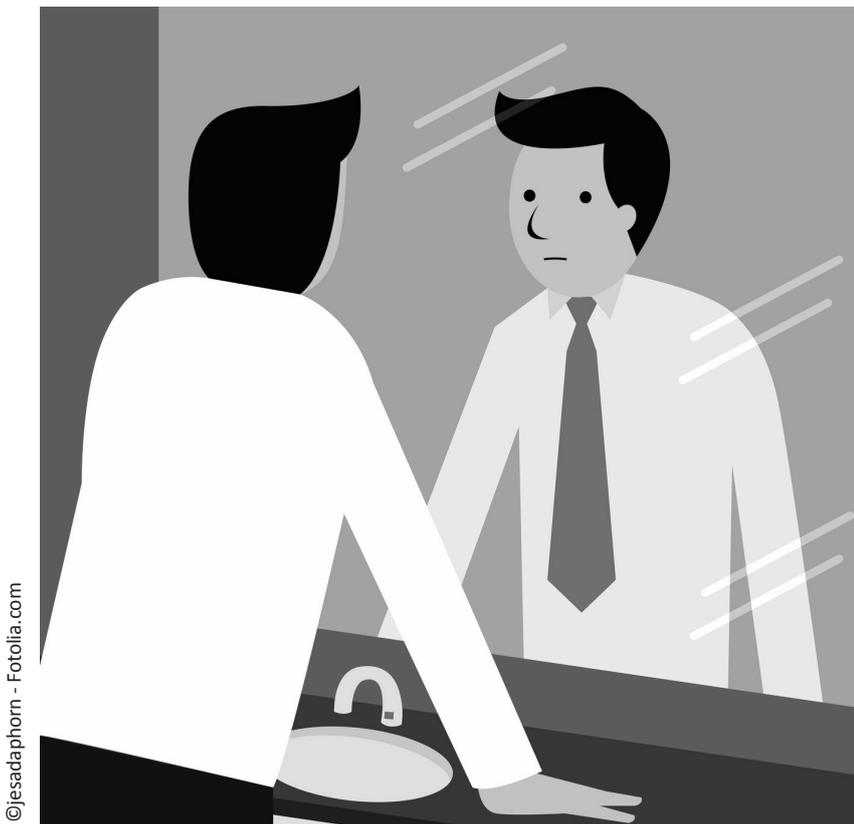
An Kohuts Konzepten wurde allerdings kritisiert, dass er die Libidotheorie nie konsequent genug aufgab zugunsten einer Sichtweise, die auf das aktualgenetische Geschehen fokussiert.

Es muss also nicht immer eine Übertragung archaischer Szenen aus dem Leben des Klienten sein, sondern kann auch eine Reaktion auf ein aktuell z.B. abwesendes, uninteressiertes, starres Verhalten des Therapeuten sein, wenn sich ein/e Klient/in unverstanden und misachtet fühlt. Daher liegt es in der Verantwortung des/der Therapeuten/in eine Atmosphäre zu schaffen, in der ein Entwicklungsprozess erleichtert und nicht unterbunden wird. Dieses Verständnis impliziert aber auch, dass es in einer Therapie nicht zu Missverständnissen, oder einem unempathischen Verhalten seitens des/der Therapeuten/in kommen dürfe (siehe Kohuts Klientin „Miss F.“).

Es geht also keineswegs um ein Vermeiden von „Brüchen“ oder „Störungen“ in der therapeutischen Beziehung, sondern um einen hilfreichen Umgang gerade mit diesen Spannungen. Störungen in einer therapeutischen Beziehung sind auch wichtige Beobachtungen, die auf ein „Vermeidenwollen“ einer bestimmten Verletzung der Klientin (und auch der Therapeutin) hinweisen können.

Bei den Vertretern der Intersubjektivitätstheorie, die als eine Weiterentwicklung der Selbstpsychologie verstanden werden kann, liegen diese Chancen zur Veränderung in dieser therapeutischen Gesamtsituation im „Hier und Jetzt“ von Klient/in und Therapeut/in.

In Anlehnung an Winnicott beschreibt Chris Jaenicke pointiert seine Sichtweise, wonach es den Patienten als solchen gar nicht gibt - und umgekehrt auch den Therapeuten nicht, sondern nur die



©jesadaphorn - Fotolia.com

rückgemeldeten Informationen mit der eigenen phänomenalen Welt auseinander zu setzen und damit eine neue Form der „Selbst-Selbstobjekt-Dynamik“ zu etablieren. Die psychotherapeutische Arbeit kann quasi als ein gemeinsamer, vorerst noch modellhafter, Beobachtungsprozess verstanden werden, in welchem die Klientin ihre Gefühle, Gedanken und Impulse in all ihrer Unterschiedlichkeit und Widersprüchlichkeit erfahren kann. Dadurch kann sich auch die von Mary Henle beschriebene wichtige Funktion eines „inneren Beobachters“ etablieren, die einen Ausweg aus dem Spannungsfeld unterschiedlicher Anteile wie z.B. „innerer Kritiker“ und „innerer Freund“ darstellt

am Konzept der „Widerstandanalyse“ und „Übertragung“, wobei Kohut hier bereits einen Abgrenzungsversuch zur klassisch psychoanalytischen Sichtweise unternimmt, indem für ihn auch der Aspekt der aktuellen therapeutischen Situation im „Hier und Jetzt“ bedeutend ist. Übertragungen haben in der Betrachtung der Selbstpsychologie zumindest zwei Komponenten. Zum einen „... den archaischen Rest der vergangenen Notfall-Maßnahme als eine Reaktion auf eine Gefahr, die zu einem chronischen Charakterpanzer wurde und die Wiederholung einer bestimmten Wahrnehmung im ‚Hier und Jetzt.‘“ (Wolf 1996, 30)

höchst individuelle Situation eines Analytikers für diesen und bei diesem bestimmten Patienten.

„Vielmehr erkennen wir an, dass alles die Vergangenheit in sich trägt, dass wir uns in einem Gespräch, das teils von uns selbst geschaffen wird, in dem wir uns aber gleichzeitig auch befinden, austauschen und forschen. Wir befinden uns im Gespräch, das selbst wiederum grundsätzlich in große kulturelle (politische, rassistische, sexuelle usw.) Kontexte eingebettet ist. Es gibt kein Außen.“ (Jaenicke 2006, 80)

Kohut nannte es noch einen perspektivischen Realismus bzw. die Haltung einer konsequenten empathischen Untersuchung, in der es nicht um „Hier und Jetzt versus Dort und Damals“ und auch nicht um die Frage nach einem „Konflikt versus Defizit“ gehe, sondern um ein „gemeinsames Erforschen der therapeutischen Dyade“.

Das Risiko der Verbundenheit

Diese Therapeut-Klient Dyade muss daher als eine individuelle und unauflösliche Einheit bezeichnet werden, durch die ein wirkungsvoller Entwicklungsprozess stattfinden kann. „Um einen Patienten verstehen zu können, müssen wir Teil seiner emotionalen Geschichte werden und diese Geschichte zu einem Teil unserer selbst werden lassen. Auf der Ebene des intensiven und mitunter schmerzvollen Erlebens, das die Voraussetzung erfolgreicher Arbeit darstellt, können wir uns nicht hinter einem Schutzwall aus Professionalität verstecken. Vielmehr sind wir all den Gefahren ausgesetzt, die das Leben mit sich bringt.“ (Jaenicke 2006, 110)

Somit sind Begriffe wie „Neutralität“, „Objektivität“, „suggestionsfreie Deutung“ oder „isolierter Geist“ für die Vertreter der Inter-subjektivitätstheorie (genauso wie der GTP) als Mythen zu bezeichnen. Denn wir Menschen stehen

aufgrund unserer Interdependenz immer in Verbundenheit mit Feldern, aus denen unsere Beziehungen hervorgehen, und tragen daher eine permanente Verwundbarkeit in uns. Manche entwickelte psychoanalytische Theorien wie z.B. die „Widerstandanalyse“ oder „Übertragunganalyse“ könnten nach Jaenicke so auch als Versuch interpretiert werden, dieser Verwundbarkeit auszuweichen oder sie abzuwehren.

In der Gestalttheoretischen Psychotherapie ist die erkenntnistheoretische Position des Kritischen Realismus, die bei der Begegnung zweier Menschen neben den wechselseitigen Einwirkungen physikalischer und physiologischer Prozesse auch auf die Ebene der wechselweisen Kommunikation der Phänomenalen Welten (Erlebnis- und Wahrnehmungswelten) eingeht, zentral verankert. In seinen Ausführungen schreibt Wolfgang Metzger daher auch konkret über das anschauliche Gesamtfeld, das nicht nur den Objektbereich einer Wahrnehmung, sondern unvermeidbar auch den wahrnehmenden Subjektbereich mit einschließt. Metzger betont genau dies, wenn er meint:

„Streng genommen ist jede soziale Interaktion primär eine Interaktion zwischen Wahrnehmungen – eine Interaktion, die erst über kybernetische Vorgänge an die teilhabenden Organismen übermittelt und von diesen aufgenommen wird, sodass jede Interaktion zwischen Organismen nichts anderes ist als ein vermittelndes Korrelat dessen, was in den Wahrnehmungswelten der beteiligten Individuen geschieht.“ (Metzger 1974, zit. nach Stemberger 2011, 16)

Das psychologische Feld zu einer gegebenen Zeit schließt auch Ansichten des Menschen über seine Zukunft und seine Vergangenheit mit ein (womit auch bestimmte Erwartungen, Wünsche, Phantasien gemeint sind). Angewandt auf die Psychotherapie bedeutet dies stets

auch auf die unmittelbare Beziehung von Klientin und Therapeutin zu achten. Auf Seiten des Klienten als auch auf Seiten des Therapeuten interagiert stets und untrennbar ein „wahrnehmendes und wahrgenommenes Ich“ mit einem „wahrgenommenen Du“ innerhalb einer „wahrgenommenen Umwelt“ (Stemberger 2009, 13). So sind in einer Psychotherapie die Ansichten auf der Klientinnenseite über den Therapeuten (wie umgekehrt auch) und über die gemeinsame therapeutische Beziehung, Aspekte, die unweigerlich auf den gemeinsamen therapeutischen Arbeitsprozess Einfluss haben und diesen gestalten.

Diese Haltung stellt eine weitere Verbindung der Ansätze von Selbstpsychologie und Gestalttheoretischer Psychotherapie dar: Das Wissen um die unabwendbare Verbundenheit von Therapeut/in und Klient/in in einer gemeinsamen „Lebensraumforschung“ mit ihren innewohnenden Risiken, die uns auf lebendige Weise auch auf die Chancen einer persönlichen Entwicklung hinweisen können.

Unter Bedachtnahme der Weiterentwicklungen des Selbstpsychologischen Ansatzes und den aktuellen Befunden zur Psychologie der menschlichen Entwicklung (z.B. Säuglingsforschung und Bindungstheorie) darf Heinz Kohut auch als Wegbereiter für die Integration unterschiedlicher psychotherapeutischer Ansätze bezeichnet werden.

Literatur

- Basch, Michael F. (1998): Psychoanalyse und Entwicklung. In Hartmann et al. 1998.
- Eagle, Morris N. & Wakefield Jerome C. (2010): Gestaltpsychologie und Spiegelneuronen. *Phänomenal - Zeitschrift für Gestalttheoretische Psychotherapie*, 2(1), 3-8.
- Fally, Margit (2012): Ichhaftigkeit und Narzissmus. *Phänomenal - Zeitschrift für Gestalttheoretische Psychotherapie*, 4(1-2), 29-39.
- Gallese, Vittorio (2015): Welche Neurowissenschaften und welche Psychoanalyse? *Psyche, Zeitschrift für Psychoanalyse*, 69, 97-114.
- Hartmann, Hans-Peter (1995): Grundbegriffe der Selbstpsychologie Teil 1, in: Kutter et al. 1995, 23-36.

- Hartmann Hans-Peter, Wolfgang Milch, Peter Kutter & Janos Paal (1998): *Das Selbst im Lebenszyklus*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Henle, Mary (1962): Some aspects of the phenomenology of the personality. *Psychologische Beiträge*, Band VI, Heft 3-4, 395-404.
- Jaenicke, Chris (2006): *Das Risiko der Verbundenheit. Intersubjektivitätstheorie in der Praxis*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kästli, Rainer (2011): Zur Therapeutin-Klientin Beziehung in der Gestalttheoretischen Psychotherapie, *Phänomenal – Zeitschrift für Gestalttheoretische Psychotherapie*, 3(2), 19-21.
- Kernberg, Otto (2001): *Affekt, Objekt und Übertragung*. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Kohut, Heinz (1989): *Wie heilt die Psychoanalyse?* Frankfurt: Suhrkamp.
- Kohut, Heinz (1991): *Die Heilung des Selbst*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kutter Peter, Janos Paal, Christel Schöttler, Hans-Peter Hartmann (Hrsg.) (1995): *Der therapeutische Prozess. Psychoanalytische Theorie und Methode in der Sicht der Selbstpsychologie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kutter, Peter. Hrsg. (1999): *Selbstpsychologie. Weiterentwicklungen nach Heinz Kohut*. Stuttgart: Klett Cotta.
- Lewin, Kurt (1929/2009): Die Entwicklung der experimentellen Willenspsychologie und der Psychotherapie (1929). Nachdruck 2009 in: *Gestalt Theory*, 31 (3-4), 307-338.
- Metzger, Wolfgang (1962): *Schöpferische Freiheit*. Frankfurt am Main: Verlag Waldemar Kramer.
- Milch, Wolfgang (1995): Grundbegriffe der Selbstpsychologie. In: Kutter et al. 1995, 38.
- Ornstein, Paul. (1999): Die Entwicklung der Selbstpsychologie. Ein historischer Überblick. In: Kutter 1999, 27-42.
- Reik, Theodor (1983): *Hören mit dem dritten Ohr. Die innere Erfahrung eines Psychoanalytikers*. Fischer TB.
- Stemberger, Gerhard (2001): Eine Taxonomie psychischer Störungen in der Tradition der Lewin-Schule. *Gestalt Theory*, 23(3), 216-227.
- Stemberger, Gerhard (2009): Feldprozesse in der Psychotherapie. *Phänomenal - Zeitschrift für Gestalttheoretische Psychotherapie*, 1(1), 12-19.
- Stemberger, Gerhard (2011): Grundzüge der Gestalttheoretischen Psychotherapie. *Phänomenal - Zeitschrift für Gestalttheoretische Psychotherapie* 3(2), 12-18.
- Stemberger, Gerhard (2015): Ich und Selbst in der Gestalttheorie. *Phänomenal – Zeitschrift für Gestalttheoretische Psychotherapie*, 7(1).
- Walter, Hans-Jürgen (1994): *Gestalttheorie und Psychotherapie. Zur integrativen Anwendung zeitgenössischer Therapieformen*. 3. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Wolf, Ernest S. (1996): *Theorie und Praxis der psychoanalytischen Selbstpsychologie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Wolf Ernest S. (1999): Das Selbst in der Psychoanalyse: Grundsätzliche Aspekte In: Kutter 1999, 1-26.
- Zabransky, Dieter (2014): Zur „Dialog-Arbeit“ in der Gestalttheoretischen Psychotherapie. *Phänomenal - Zeitschrift für Gestalttheoretische Psychotherapie* 6(1), 10-16.



Norbert Andersch

Symbolische Form und psychische Erkrankung

Argumente für eine "Neue Psychopathologie" klinische und philosophische Überlegungen

Würzburg: Königshausen & Neumann, 237 Seiten

ISBN 978-3-8260-5304-7

D: 36,00 EUR, A: 37,10 EUR, CH: 47,90 sFr

Die Psychiatrie als Disziplin hat sich mit ihren Diagnosekatalogen DSM und ICD in einem Labyrinth dysfunktionaler Beschreibungen verrannt. Vergleichbar den pseudowissenschaftlichen Taxonomien des Spätmittelalters zeigen sie eine fatale Tendenz zur ungehemmten Pathologisierung menschlichen Verhaltens. Sie verfehlen den kulturellen Charakter und die Symbolbasiertheit menschlicher Bewusstheit und - im Symbolverlust - die Spezifität psychischer Krisen.

„Symbolische Form und psychische Erkrankung“ zeichnet Geschichte und Perspektiven psychiatrischer Symboltheorien nach und untersucht die Gründe ihrer bisherigen Marginalisierung im klinischen Mainstream. Ausgehend von Ernst Cassirers Postulat, dass der Mensch das Animal Symbolicum sei, fokussiert die Arbeit auf dessen Konzept universaler ‚Invarianten menschlicher Erfahrung‘. Es lässt eine alternative Architektur interaktiver Bewusstheit denken, und erlaubt eine radikal veränderte Sicht auf die daraus ableitbaren Störungen im zwischenmenschlichen Beisammensein.

Vor uns entfaltet sich so eine Matrix subjektiver Intentionalität und ihrer sozialen Resonanzräume, die die bisherigen Definitionen psychischer Gesundheit und Krankheit infrage stellt und einen radikalen Blickwechsel in der Beurteilung und in der Therapie psychischer Krisen einfordert: eine ‚neue‘ Psychopathologie, die den Weg weist, heraus aus der Selbstverriegelung einer marktconformen Psychiatrie und der neokolonialen Arroganz westlicher Bewertungskategorien.